3. KAPITEL: VON BELGIEN BIS POLEN

ÜBER der wachsenden Fülle gemeinsamen Lebens mit den Gefährten in Deutschland hatte George den Verkehr mit seinen Freunden im Westen nicht versäumt. Er besuchte Gérardy und Mockel in Lüttich und der Generaldirektor der belgischen Museen Glesener hat uns launig aus der Erinnerung geschildert wie er ihn damals in Mockels Begleitung sah: „einen vornehmen Fremden, dessen gequälte Stirn und gebieterischer Kiefer, dessen sardonisches Auge und blitzendes Monokel sogleich einen starken Eindruck auf mich machten — — der sein Glas mit der Gebärde eines Gottes leerte, indem er es wie eine Schale Ambrosia schwenkte". Er verweilte mit Gérardy auch einmal auf dessen Wohnsitz in Tilff in der Nähe von Lüttich, wo er dessen Freund Auguste Donnay kennenlernte. Seit 1894 blieb er regelmäßig bis zum Ende des Jahrzehnts auf den Fahrten von oder nach Paris einige Monate in Brüssel, wo die Freunde aus Lüttich und Deutschland und zuweilen einer der Pariser mit ihm und Gérardy zusammentrafen. Hier machte er die Bekanntschaft von Charles van Lerberghe, dem Vorläufer und Freunde Maeterlincks, von Emil Verhaeren, der schon durch eine Anzahl von Werken in Belgien und Frankreich bekannt geworden war und Edmond Rassenfosse, der eben die hübsche Dichtung „Dit un Page" herausgab und bald Übertragungen Georgescher Gedichte im Réveil (Okt. 1895) veröffentlichte. Zu diesen Dichtern gesellten sich mehrere bildende Künstler: neben Donnay der Zeichner Armand Rassenfosse, ein Schüler von Félicien Rops, und der Maler Fernand Khnopff, der bei einem Aufenthalt in England noch Burnes Jones gesehen hatte und George unmittelbare Kunde von den Präraffaeliten brachte, als sie in Deutschland noch kaum jemand kannte. In diesen Künstlern mischten sich, wie in Brüssel selbst, die wallonischen und flämischen Elemente, wenn auch die ersteren vorherrschten und geistig bestimmend waren. Sie erinnerten sich wieder der untergegangenen Herrlichkeit Burgunds, dessen Ausstrahlungen lange erloschen blieben, nachdem das Land seine letzte Verbindung mit dem alten Heiligen Reiche verloren hatte. Jetzt wachte der Stolz auf dieses Erbe wieder auf, bei den einen die Zeit wo flämisch so viel wie gut und edel bedeutete oder die Freiheit in den Schwertfäusten flandrischer Bürger ruhte, bei den andern die Zeit der prunkvollen Höfe der Brabanter, Burgunder und Habsburger, als die Kunst der Bildhauer, Goldschmiede, Holzschneider und Kupferstecher ihre wundervollen Werke schuf, bei beiden die Erinnerung an die heiteren Lieder der Vorfahren, an die großen Namen der Tonkunst wie des Roland de Lattre und Josquin des Près und die nicht geringeren der Malerei: der

Brüder van Eyck, des unvergleichlichen Roger van Weyden und der späteren Rubens, van Dyck und unzähliger anderer, die aus diesem Zauberkessel germanisch-romanischer Mischung mit berauschenden Farbenwundern emporgestiegen waren.

Dies alles und noch manches Gedenken an glänzende und blutige Tage witterte um den goldgrauen Marktplatz der flämischen Unterstadt, und die Palast- und Kirchenhöhen der wallonischen Oberstadt und durchzog die Gespräche und Werke der Dichter und Künstler. Nach schwerem geistlosem Schlafe war in dem selbständig gewordenen Lande ein eigenes Schrifttum lebendig geworden. Man suchte aus dem früheren Widerspiel zwischen dem „lachenden zweifelsüchtigen Paris und dem fanatisch rohen Flandern" zu einer belgischen Einheit zu gelangen und die fast unvereinbaren Gegensätze zwischen den Landschaften der grünen blumigen Teppiche und denen der traurigen bleichen Erdflächen, „wo Pflanzen wie struppige Fäden und Bäume aus Sargholz wachsen", zu einer heimatlichen Dichtung zu verschmelzen, — Einheitsträume die heute wieder verweht sind. George stand durch seine Lütticher und Pariser Freunde mit dieser Bewegung, welche für das jüngere Geschlecht von den Zeitschriften Le Réveil, L'Art Moderne, La Jeune Belgique, Van Nu en Straks, La Wallonie und Floréal getragen wurde, in naher Verbindung und hat Verhaeren durch die Übertragung seiner Gedichte, Gérardy durch tiefere Einbeziehung ins Deutsche für die heimatliche Kunstbewegung fruchtbar gemacht. Er selbst nahm aus dem lebendigen Austausch mit den beweglichen Belgiern Kraft und Bestätigung für den eigenen Weg. Auf diesem Schnittpunkt zwischen Holland, Deutschland, Frankreich und England nahmen wie die staatlichen so auch alle künstlerischen Fragen einen besonders gesamteuropäischen Ausdruck an. Belgien war noch ein letzter Rest — und leider ein allzu schwacher — des alten Zwischenreiches, das die tiefen Wesensspannungen zwischen Germanen- und Romanentum überbrücken sollte. Damals hörte man in Brüssel Vorträge über die Dichtung Georges und machten die Blätter Werke von Donnay, Khnopff, Verhaeren, Gérardy und anderen in Deutschland bekannt.

Als ob das alte sterbende Europa den Keim einer neuen Gemeinsamkeit noch in den deutschen Dichter senken wollte, so mutet es an wenn wir erfahren, daß George in eben diesen Jahren in Paris, das er alljährlich noch besuchte, auch den polnischen Dichter zum Freund gewann. Selbst für sein an Wundern reiches Leben bedeutete das Aufblühen der Freundschaft mit Waclaw Lieder ein wunderbares Glück.

Waclaw Rolicz-Lieder war 1866 in Warschau geboren und stammte aus einer katholischen polnischen Adelsfamilie, die wie ihr Beiname War-

minsky zeigte, ehmals aus Ermland gekommen war. Schon sein Vater hatte polnische Volkslieder gesammelt und der Sohn überkam wohl von ihm das dichterische Geblüt. Als Student widmete Waclaw sich den Sprachwissenschaften vor allem der Erforschung des Orients und hat neben anderen Studien auch eine arabische Grammatik und Übersetzungen von persischen Dichtern verfaßt. Wie viele vornehme Polen lebte er lange in Paris wo George ihn schon 1889 kennenlernte, aber dem verschlossenen jungen Manne erst nach mehreren Jahren näherkam. Denn er war der ernsteste und finsterste unter den Freunden in Paris: der staat- und vaterlandslose Gast unter den Erben der ältesten und festesten Staats- und Volksgebilde. Dann freilich als die beiden einander aufzuschließen begannen und aus langsamem Zögern und Werben die Flamme schlug, verband die Fremdlinge eine Freundschaft, die keiner von ihnen bei den Franzosen gefunden hätte, in deren Beziehungen ein letzter literarischer Rest das tiefere menschliche Verhältnis hemmte. Lieder pflegte zu sagen: allen französischen Dichtern fehlt das Priesterliche. Die Augen Georges hatten in der Begeisterung des Aufbruchs in den französischen Zirkeln mehr gesehen als sie gewähren konnten, es waren die Augen des Deutschen, der ein anderes Reich suchte als jene nur denken konnten. Die „littérature", die für den Franzosen jener Inbegriff von technischem Können, publizistischem Wirken und feinstem Genießen ist, war etwas anderes als die Dichtung, welche er fühlte und suchte. Auch die kühnsten Pariser Neuerer konnten gleichsam nie ganz ohne Akademie sein und sahen in der dichterischen Äußerung stets mehr die Mitteilung an die Umgebung, die formale Beziehung zur Gesellschaft als die Erschütterung des ursprünglichen Geistes. Ihre Auffassung von der Dichtung hatte gegen die Waclaw Lieders etwas Profanes. Er sah wie George in der Dichtung die Stimme des Göttlichen, die Weltstimme des Menschen, der unbekümmert um das Draußen sich äußert weil er muß und singt was ihm drinnen geboten wird. Doch war es anfangs für George schwer bis zu diesem Kerne gleicher Anschauungen vorzudringen, weil er noch ohne Kenntnis des Polnischen, also auch ohne Einblick in die schon bestehenden polnischen Dichtungen Waclaws war. Dieser beherrschte zwar das Deutsche durchaus, war aber schweigsam und verriet von seinem inneren Wissen und Wesen nichts. Er war ein schöner hoher bleicher Mann mit dunklem Haar und leichtem Bart, der in späteren Jahren wegfiel, mit tiefdunklen Augen, aus denen ein ruhiger Blick souverän über alles hinwegschaute, von vornehmer Haltung und gemessen freundlichen Formen des Umgangs: in der äußeren Erscheinung wie im ganzen Wesen der ritterlichste Mensch dem George begegnet ist. Seine adlige Menschlichkeit wurde noch durch die

Herkunft aus einem Lande getragen, in dem einst jeder adlig war und König werden konnte, ein Anspruch der in den edleren Naturen auch nach den furchtbaren Geschicken ihres Vaterlandes noch als hohe Forderung an sie selbst und als Verpflichtung zu einer getragenen Lebenshaltung weiterwirkte, wie es stolzen Verbannten auch selbstverschuldeten Schicksals geziemt.

George lernte viel von ihm für die Gestaltung seines Selbst und sagt es gern, wie Großes er ihm dankt. In den folgenden Jahren kam er fast nur um Waclaws willen nach Paris, lernte um seinetwillen die polnische Sprache und genoß im schnelleren Näherrücken mit ihm einen wunderbaren Austausch inneren Lebens. Sie sagten einander Dinge, wie sie nur Dichter sich zu sagen haben, die über anderes sprechen müssen und können, als sonst Menschen tun, und ihre dichterischen Geister schlugen so innig zusammen, daß polnische Gedichte aus Waclaws Munde sich in Georges Ohr und Mund sogleich zu deutschen formten. So entstanden durch die beiden gemeinsame Schöpfungen wie aus einer Seele und als Waclaw sie im dritten Bande seiner poetischen, dem fünften seiner Gesamt-Werke 1897 veröffentlichte setzte er dem Bande als Ehrung dieser Einigung die Widmung in deutschen Versen vor:

Wir der Bewahrer des geistigen Erbes:
An Stefan George mit der Seele des nächtigen Rheins.
Er einzig unter den trüben germanischen Völkern
Freite zu wahrem Bund das unfehlbare Wort.
Feierte sein Geschick in erhabenen Strofen
Sang mit Frömmigkeit seine stolzesten Lieben.
In der Unsterblichkeit treuen Armen
Wird er verhauchen gleich hehren Festgesängen.
Erde zu jener Zeit sei leicht für ihn
War er für dich ja nur ein Kuß von Gott.

Er nahm in diesen Band auch das ihn bezeichnende Gedicht Georges ‚An Kallimachus' und sieben jener Gedichte, die am nächsten ihr Erlebnis berührten, in deutscher und polnischer Sprache auf. Sie sind in einem höheren und wirklicheren Sinne als es bei manchen Umdichtungen Gérardys und Verweys durch George der Fall ist, zweigezeugte Früchte gleichstarker männlicher Geister und haben aus dieser einzigen und nie erhörten Entstehung eine besondere Weite und Schwere. „Man schätzt" schrieb Verwey einige Jahre später von ihnen, „in einem so großen Lande lebend, die verschiedenen Pflanzen die aus anderen Rassen und Erden aufreifen. So ist, seine polnische Sprache ablegend, Waclaw Lieder zu seinem Nachbarn übergegangen. Es ist in diesem polnischen Geist etwas, das zuerst nicht deutsch scheint, etwas Morgenländisches vom Hohenlied, aber

dann hat Platen in seinen Gaselen auch schon für morgenländische Begeisterung die Sprache bereitgemacht. Erst durch Bearbeitung von George wurde der polnische Dichter in den Blättern eingeführt: denn den Schwung seiner hochgestimmten Verse kann nur ein hochgestimmter Geist wiedergeben. Eben darin aber auch in Darstellungen einer durchdringenden veilchenfarbenen Schwermut liegt sein Dichtertum" (Tweemaand. Tijdschr. Jan. 1898). In der Tat dieser „Träume Zweigesang", wie es in einem der Gedichte heißt, berührt zunächst durch Fremdheit und Schwermut. Ihre Bilder liegen auf einer mit uns verbundenen Linie, der katholischen, und auf einer fremden, der slawischen mit ihrer Verlängerung ins Orientalische, das bei Waclaw noch durch sein forschendes Eindringen ins Asiatische verstärkt war. Aus diesem Slawisch-Orientalischen haben sie jene überklaren Umrisse wie in einem dünnen Luftraum, jene sinnliche Nähe und Nacktheit der stofflichen Dinge wie in regenklarer Luft, die ihnen eine unheimliche und fast beängstigende Fremdheit gibt. Aber die Fremdheit wird aufgewogen durch die menschliche Artung, welche aus den Gedichten spricht. Wie — um es am Beispiel deutlicher zu machen — Swinburne uns nahe ist durch den gemeinsamen Bildungsbereich und uns daher in seinen Bildern unmittelbar sprechend ja schmeichelnd anrührt, aber als menschliche Artung als männliche Haltung fremd vernebelt fast gestaltlos erscheint: so wird umgekehrt der in der Bildart fremde Waclaw Lieder uns durch Gebärde und Sitte nahegerückt, die östliche Unmittelbarkeit der Bilder wird beruhigt durch den großen Wurf des adligen Menschen, der jeder Strofe eine feierliche Bewegung gibt und selbst mit dem Fernen und Ungewöhnlichen schaltet wie ein großer viele Länder überschauender Fürst. Seine Schwermut ist nicht minder ein Erbteil der weiten traurigen Ebenen des Ostens, aber sie hatte in dem Sohn des unterworfenen Volkes, des von seinen Nachbarn aufgeteilten Vaterlandes noch eine besondere Wurzel: er gehörte nicht zu den Landsgenossen, die noch auf die Wiederherstellung Polens hofften, mochte sie ihm äußerlich als Erlangung staatlicher Selbständigkeit auch nicht unmöglich scheinen, aber er glaubte nicht mehr an die Kraft seines Volkes zu eigener höherer Gestaltung. Dieses herbere Schicksal seines Vaterlandes bedrückte ihn tief und das Erlebnis mit George dem hoffnungsmutigsten Kämpfer für seine Welt ließ ihn noch deutlicher das furchtbare sinnlose Gesicht erkennen: wissend und schauend für etwas schaffen zu müssen, das nicht war und nicht mehr sein konnte. Er ging wenige Jahre später in eine Art freiwilliger Verbannung und Entsagung und kreuzte den Weg Georges nur noch einmal ein volles Jahrzehnt später: ein Vierzigjähriger mit einem Antlitz, in dem die Runen eines tief von

Schaudern und Leiden gequälten Lebens, eines hoffnungslosen Unterganges eingegraben waren. Aber unverändert war Gestalt und Haltung geblieben und unverändert was auch der Schwermut in seinen Gedichten jede romantische Note nimmt: der trauerüberherrschende Stolz, die unantastbare Hoheit dessen, der ein schweres Schicksal würdig trägt, und nicht zuletzt der große Sternklüfte überbauende Glaube an den Dichter, der dem Ton dieser Seele die hohe Erhabenheit und den reinen Adel gibt.

So spannten sich um die Mitte der neunziger Jahre die Flügel Georges schon vom romanischen bis zum slawischen Raume — nicht durch Studien, nicht durch Briefe, sondern durch Menschen die würdige Träger der Eigentümlichkeiten ihrer Völker waren, durch Jünglinge und Männer, deren Freundschaft er erwarb und die in ihm den höchsten und reinsten Träger deutschen Geistes unter den Lebenden verehrten. Die aufmerksamen Blicke der Ausländer sahen in dieser Mittelstellung Georges bereits damals ein staatliches europäisches Moment, als bereite sich hier im Dichterischen ein völkerversöhnender Austausch der Kräfte vor, der in der Tat bei wachsender Ausdehnung eine tiefere Näherung der Völker hätte bewirken können als politische Besuche und wirtschaftliche Verträge. Wie der Holländer Verwey bald mit dem Ton freudiger Zustimmung auf das innige Bündnis des deutschen und polnischen Dichters hinwies, so hatte der Welschschweizer William Ritter schon im Frühjahr 1895 in einem Aufsatz über die neue deutsche Dichtung in der Genfer Semaine Littéraire (2. III. 95) geschrieben: die junge französische belgische und deutsche Dichtung stünde in gemeinsamer Front gegen den Naturalismus und vollziehe in Lüttich eine Einung von Frankreich und Deutschland „un véritable phénomène d'endosmose littéraire". Der bekannteste Lütticher Dichter Paul Gérardy, so erläuterte er diesen Vorgang, schreibe so gut französisch wie deutsch und der Führer der jungdeutschen Plejade, der feine und außergewöhnliche Stefan George betrachte das Französische als seine zweite Muttersprache. „Die politischen Sieger haben sich mit dem Zivilisationsherd der Besiegten inspiriert und die Blätter für die Kunst sind voll von Übersetzungen von Baudelaire, Verlaine, Moréas, Régnier, Griffin, Merrill und anderen.... Dabei gibt der deutsche Ernst niemals seine Rechte auf und Stefan George hat in seinen Urteilen über andere stets eine Milde und Zurückhaltung geübt, die schnurstracks der Ungebundenheit und Bohème entgegengesetzt ist, wie sie vor etwa zehn Jahren im lateinischen Viertel Mode waren".

Es waren die Jahre, wo nach dem Sturze des kriegslustigen General Boulanger eine Entspannung zwischen Frankreich und Deutschland in

ihren politischen Beziehungen statthatte und eben im Frühjahr 1895 versöhnliche Männer eine öffentliche Rundfrage in Frankreich veranstalten konnten, ob fortgesetzte geistige Beziehungen zwischen den beiden Ländern erwünscht seien. Mallarmé antwortete darauf, indem er für die deutsche Seite auf die Blätter für die Kunst hinwies, daß die Wünschbarkeit dieser Beziehungen nicht mehr in Frage stehe, sie seien schon da: „Baudelaire ist übersetzt, ich klatsche Beifall!" Und schon damals fühlte auf seinem neutralen Beobachterposten Verwey, der George noch nicht persönlich kannte, die Wichtigkeit der geistigen Bänder, die sich so zwischen den feindlichen Völkern neu zu knüpfen schienen und schrieb zu jener Antwort Mallarmés in seiner zweimonatlichen Zeitschrift: „Die liebenswürdige Hoheit dieser Erwiderung ist um so schöner, weil die Antwort selbst eine vollkommene Kenntnis und durchsichtige Wahrheit ist, um die jedoch von all den Menschen, welche die Frage beantwortet haben, niemand wußte, und die von diesem Dichter wie von einem Eingeweihten, einem göttlichen Orakel auf den Markt gesprochen wurde. Hoch ist diese Antwort, weil sie die ganze Aufzucht furchtbar wuchernder, hüben und drüben des Rheins schwappender Theaterbewunderung, die es doch mit ihrem Geschwatze dem Ohre schwierig genug macht, gar nicht zu bemerken scheint. Liebenswürdig, weil sie dieser Abschätzung des Minderen nur durch eine Anerkennung des Höheren Ausdruck verleiht. Und wahr und vollkommen wissend ist sie, weil es für jeden Kenner deutscher Gedichte deutlich, ja offenbar ist, daß die einzige Erscheinung in Deutschland in diesem Augenblick von höchster, weil dichterischer Bedeutung innerhalb jener geistigen Beziehungen die ‚Blätter für die Kunst' und die Verse ihres Dichters, zugleich des Übersetzers Baudelaires, sind: Stefan George".

4. KAPITEL: DIE BÜCHER

ALS die seltsamen Stimmen des Auslandes ertönten, die den in Deutschland nur von ganz wenigen beachteten, der Öffentlichkeit noch gänzlich unbekannten Dichter schon mit europäischen Fragen in Zusammenhang brachten, legte dieser nach der Rückkehr nach Deutschland die letzte Hand an das Werk, von dem er in den Blättern schon eine Anzahl Gedichte veröffentlicht hatte: DIE BÜCHER DER HIRTEN- UND PREISGEDICHTE, DER SAGEN UND SÄNGE UND DER HÄNGENDEN GÄRTEN. Er vollendete in der Heimat, was er in der Heimat begonnen hatte, als er am Rheine langsam von den Erschütterungen des ALGABAL genas. Es liegt daher die Stille nach dem Sturm der ersten Durchbruchsjahre über